

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 26

Artikel: Das Fronfastenkind [Schluss]
Autor: Weiss, Margaretha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

❧ Das Fronfastenkind. ❧

Von Margaretha Weiß, Buonas.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Weihnachten, schöne, glückliche Zeit! So denkt wohl mancher, dem es vergönnt ist, sorglos in warmer Stube die Feiertage zuzubringen, in froher Gesellschaft sein Glas zu trinken oder unter dem geschmückten, helleuchtenden Tannenbaume im Kreise der Familie selbst zum Kinde zu werden.

Weihnachten, glückliche Zeit! So hatte auch Klara einst gesprochen, als sie glückliche Braut gewesen und ihr Vater in seiner Freude darüber eine Christbaumfeier veranstaltet hatte. Eine Menge Freunde und Verwandte waren in ihr Haus gekommen zum frohen Mahle und teilzunehmen an der Freude von nahezu hundert armen Kindern, die bei diesem Anlasse besichert wurden. Und heute? — Immer wieder las Klara die Postkarte, die der Briefträger zu später Stunde noch überbracht hatte. Noch immer traute sie ihren Augen nicht; sie konnte nicht glauben, daß Kuhl gegen ihren Vater und sie so handeln könne, daß er nicht einmal in einem ordentlichen Briefe sich entschuldigte, sondern ganz geschäftsmäßig sie mit einer Postkarte abfertigte. Nun war keine Hoffnung auf Rettung mehr vorhanden. Noch acht Tage und sie stand arm und verlassen in der weiten Welt mit ihren drei unmündigen Schwestern, und der Vater in der Gefangenschaft wegen eines Vergehens, wozu er sich einzig und allein um seiner Kinder willen hatte hinreißen lassen, da es sein einziges Bestreben war, sie gut zu erziehen und recht zu versorgen. Der arme, arme Vater! Und die größte Sorge, welche Klara im Herzen barg, den tiefsten Kummer, über den sie beim leisesten Gedanken daran schon erschrak, teilte sie den Geschwistern nicht mit. Sie hatte Gründe zu befürchten, ihr unglücklicher Vater möchie in der äußersten Verzweiflung Hand an sein Leben legen. Sie gestraute sich nicht mehr, ihn unbewacht zu lassen. Die ganze lange Weihnacht blieb sie im Zimmer neben dem seinigen, angstvoll zu horchen, wie er ruhelos auf seinem Lager sich hin und herwarf. Doch als der heilige Weihnachtsmorgen dämmerte und seine ersten blaffen Schimmer ins düstere Wohngemach drangen, die Kirchenglocken von nah und fern mit ihren Feierklängen an ein göltiges Walten Gottes sie erinnerten, da wagte Klara wieder zu hoffen, daß ihr Geschick sich doch noch zum Bessern wenden könne, und sie dachte daran, Kuhls Schwester ins Geheimnis zu ziehen. Vielleicht gelang es derselben, das Herz ihres Bruders zu erweichen. „Er ist gewiß noch immer nicht ganz gesund, mein armer Fritz, und seine körperlichen Leiden machen ihn verdrießlich,“ sagte sich das gute Kind und machte sich Vorwürfe, daß sie an seiner Treue einen Augenblick hatte zweifeln können.

„Geh' einmal hinüber nach dem Spital und frage Schwester Kuhl, ob sie nicht ihre heutige Erholungsstunde mir widmen und hierher kommen wolle; ich hätte Wichtiges zu reden mit ihr!“ So befahl Klara ihrer jüngsten Schwester, die den Auftrag gerne besorgte.

Fräulein Kuhl war eine ausgezeichnete Krankenschwester, überaus berufseifrig und dabei bewahrte sie

einen stets heitern Humor, war freundlich und wohlwollend gegen jedermann. Nur wenig Genesene kamen aus dem Spital, die nicht mit großer Begeisterung von dieser Schwester Kuhl berichteten.

„Ich werde auf mein Erholungsstündlein heute verzichten,“ gab sie auf Klaras Bitte zurück. „Wir haben diese Nacht ein gar armes Bublein in Pflege erhalten. Es leidet unbefreibliche Schmerzen und ist voll Furcht und Angst. Es hat mich unter Thränen gebeten, immer an seiner Seite zu bleiben, was ich ihm möglichst zu gewähren suche. Der arme Kleine scheint das Leben bloß von der bittersten Seite zu kennen, und so lassen wir es uns dran gelegen sein, durch liebevolle Pflege und Behandlung ihm zu beweisen, daß er es nicht bloß mit rohen Menschen und Gespenstern zu thun hat auf dieser Welt, was bisher sein stetes Los gewesen sein muß. Ich freue mich gar kindlich auf die Genesung dieses bis dahin so bedauernswerten Knaben, da es mir vergönnt sein wird, ihn froh und glücklich zu machen. Ich werde ihn über seinen Gespensterglauben aufklären, und eine leichte Beschäftigung bei guten Leuten hoffe ich auch zu finden für ihn. Fräulein Klara wird mein Richter scheinen somit entschuldigen und sich zu mir begeben, wenn sie mir was zu sagen hat.“

„Ich will ihr das mitteilen,“ antwortete Klaras Schwesterlein und eilte mit dem Bescheid der gesprächigen Krankenschwester nach Hause.

Eine Woche war vergangen. Auf dem Holderhof sylvesterten sie nach Noten; das junge Volk vom halben Dorf kam zu Gaste. Man wollte tanzen; rasch wurden die leichtern Geräte aus der Stube entfernt, und der Unterknecht mußte seine Handharmonika herbeiholen, und dann ging's los. Alt und Jung, Klein und Groß drehte in wirrem Durcheinander sich im Kreise herum. Nur die alte Marie-Bree, die bald fünfzig Jahre auf dem Holderhof diente, that nicht mit, hatte es aber darum nichts desto leichter. Alle Augenblicke war der dreimäßige Mostkrug leer, und Marie-Bree war dafür verantwortlich, daß die Gäste nicht Durst zu leiden hatten. Dann hieß es wieder: Birnwecken schneiden! Kaffee machen! Nibel schwingen! Hühner und Schweine durfte man über dem Sylvestern auch nicht vergessen, und Schuhe und Stiefel für die kommenden Werktage wurden auch nicht geschmiert, wenn's die Marie-Bree nicht that. Ebensovienig wären Gemüse gerüstet worden auf morgen, und das Holz kam auch nicht von selber aus dem Schopf in die Küche geflogen. All das besorgte die alte Magd mit der Pünktlichkeit einer Maschine. Dazu fand sie aber immer noch Muße, ihrem Privatvergnügen zu huldigen, nämlich zum Fenster hinauszuspähen, wer etwa alles des Weges gegangen käme. Im Tanzlokal war es immer lauter und gemüthlicher und die Handorgel beinahe überflüssig geworden. Die Tanzenden sangen im Takte die Tanzweisen in allen Tonarten, z. B.:

„Polka, Polka tanz i gern
Mit eme schöne junge Herrn;

Mit eme wüesste mag i ned,
Vieher tanz i de Polka ned!"

oder im Walzertempo:

"Sez han i mys Schätzli
Scho lang nümme gseh,
Scho lang nümme geseh zc."

Das Tanzen war so im besten Zuge, als schwerfällig die Marie-Bree hereinhumpelte:

"Losid, ich muß euch etwas sagen!" hastete sie heraus. "s kommt ein ganz neumodischer Herrenschlitten von unten herauf mit einem Kutscher aus der Stadt, und ich sagte gern, der Herr Kühl säße drin!"

"Prrr! und schnrrr! ging's jetzt drunter und drüber. "Schnell abstauben! Geschwind die Stühl und Bänk herein!" Und die Gäste riefen: "Wo ist mein Hut?" oder: "Wenn ich nur wüßt, wo mein Pelzstoß wär!" "Fort, fort, fort!"

"Dummheiten!" meinte der Ratsherr, der auch redlich mitgemacht, "laßt alles, wie es ist; ihr bringt's ja doch nicht mehr recht zustande, bis er da ist!"

Nach wenigen Minuten trat der feine Gast in die heiße, von Staub und Tabakqualm erfüllte Wohnstube. Neben ihm her ging etwas verlegen das Holderanni, das ihm bei der Meldung entgegengelaufen war. Er sah ernst und düster aus, wie noch nie.

"Werdet's doch nicht unanständig finden, daß wir ein wenig lustig waren," sagte die Bäuerin. "s sind gewiß alles brave, rechtschaffene Leute, die da waren, lauter Verwandte und Bekannte. Wißt Ihr, so Gschluech und so Leute, die keine Religion haben und um die herum kein Weibervolk sicher ist, nehmen wir nicht ins Haus, nein, gewiß nicht!"

"Bitte sehr! Wider euer Vergnügen habe ich nicht das Geringste; aber etwas anderes hat mich ein wenig verstimmt. Wie ich heute nach Zug kam, war mein erster Gang nach dem Spital. Ich war entschlossen, über mein Verhältnis zu Guerer Anna meiner Schwester nun die Wahrheit zu sagen und mit ihr zu beraten über die Töchterpensionsfrage, und was mußte ich da hören! Ich hätte es nicht glauben können, wenn ich ihn nicht gesehen hätte, den mit dem Tode ringenden Knaben, dessen früher Hinscheid Euch zur Last gelegt werden mußte!"

"Wie? Was? Uns schieben sie's in die Schuhe? Ach, Herr Kühl, wenn Ihr nur wüßtet, was wir gehabt mit diesem Buben — Gott tröst' ihn im ewigen Leben! -- Aber am hundertsten Ort hätten sie ihn nicht behalten, sondern fortgejagt. Wir aber hatten so lange Geduld mit ihm, wohl wissend, daß der Peterli nichts davor konnte, daß er ein erfrorener Bub und ein Fronfastenkind war!"

"Fronfastenkind?" wiederholte Kühl und ein spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund.

"Was meint Ihr etwa?" fragte die Bäuerin in einem Tone, der ihr sonst nicht eigen war und mit einer Miene, welche an ihren Ausspruch erinnerte: Religionslose Leute werden auf dem Holderhof nicht gelitten.

"Ich meine, daß Kinder, die an Fronfastentagen auf die Welt kommen, nur durch das blödsinnige Gesehwäg unvernünftiger Leute in ihrer Einbildungskraft irre geführt werden. Ließe man sie mit solchen Albern-

heiten in Ruhe, so sähen sie so wenig Ungeheuer und Gespenster, als alle andern!"

"Herr Kühl hat ganz recht, ganz recht hat er!" eiferte Anni, der Mutter einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend. "Aber daß sie im Spital drunten des Buben wegen uns verschimpfen, ist schmutzig. 's ist nur gut, daß man nicht von denen da abhängig ist; uns künden sie keine Gültien auf, die im Spital drunten!"

Was würde Fritz Kühl nicht alles darum gegeben haben, wenn er nur einen einzigen Funken von Neue oder Erbarmen hätte wahrnehmen können in den Worten und Gebärden des jungen Mädchens! Seine Schwester hatte ihn heute so tief gekränkt.

"Ein solches Mädchen ändert sich in keiner Pension!" hatte sie geäußert, als er bei ihrer Erzählung der traurigen Geschichte Peterlis Anni in Schutz genommen und gemeint hatte, in einer tüchtigen Erziehungsanstalt werde es schon zur Vernunft kommen. Und dann hatte es ihn erst recht zu dem Mädchen hingezogen.

"Es ist gewiß höchst unglücklich, das arme Kind, dessen jugendliche Unbesonnenheit nun ein so tragisches Geschick verursacht hat," hatte er gedacht und konnte kaum erwarten, bis er bei Anna war, ihr liebevolle Trostworte zuzusprechen. Jetzt durfte er all diese Tröstungen, die ihm doch selber am wohlsten gethan hätten, bei sich behalten, denn daß sie schwachen Anklang fänden, das merkte er schon.

Der Herrenschlitten befand sich wieder auf der Rückkehr zur Stadt auf dem Fahrwege, der ebenso einsam war, wie der Fußpfad durchs Lorzentobel. Der Kutscher hätte sich die Zeit gerne mit Singen oder Pfeifen verflürzt, aber er fürchtete, der Herr könnte es verübeln. Derselbe schien noch düsterer und in sich gefehrter, als auf dem Hinweg. Beim Einsteigen wußte man lange nicht, wollte er oder wollte er nicht.

"Wie doch das Herrenvolf wunderlich sein kann!" dachte der Kutscher und fing an vor sich hin zu trillern:

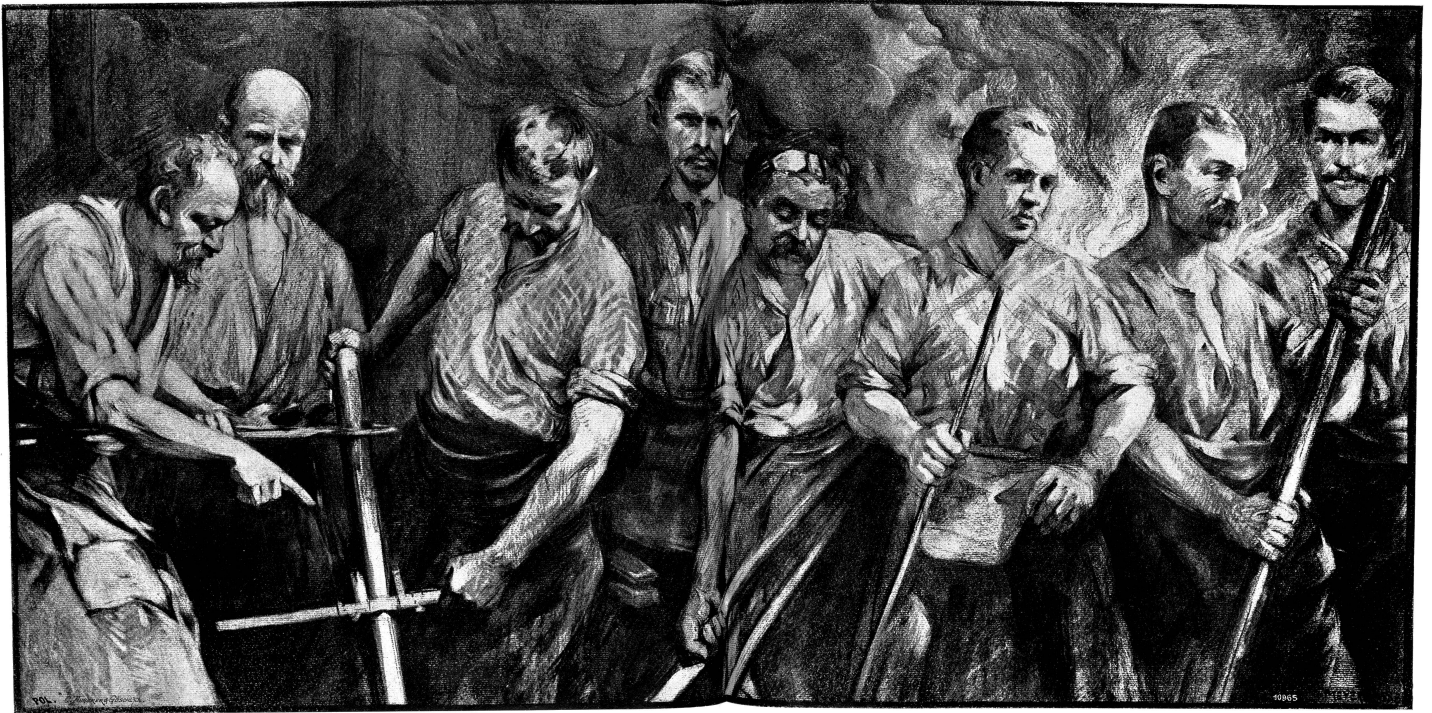
"Von der Alpe ragt ein Haus
Still und öd ins Thal hinaus zc."

Ja, er hatte gezaudert beim Einsteigen, weil er meinte, er könne und dürfe sich nicht von Anna verabschieden, ohne irgend ein einziges Wort von Neue oder einen mitleidigen Zug in ihren Mienen gelesen zu haben. Nochmals hatte er's versucht, und mit rührenden Worten geschildert, wie der Peterli gelitten; aber hart wie Stein war Annis Herz geblieben.

Eine andere liebliche Mädchengestalt, die namentlich in-lezter Zeit vor seinem innern Auge oftmals auftauchen wollte, hatte er stets mit Gewalt zu verdrängen versucht; diesmal verschuchte er sie nicht. Als Fritz Kühl vor zehn Tagen den Bittbrief von Leo Schwarz erhalten, hätte er aus der Haut fahren mögen vor Zorn.

"Wie, dieser Habenichts vermißt sich, an der Börse zu spielen? Größenwahn!" hatte er ausgerufen, und seitdem heute morgen seine Schwester auf Klaras Wunsch hin ihn nochmals zu bereden versucht hatte, die Familie Schwarz zu retten, ist es mit seiner guten Laune zu Ende.

"Laß mich in Ruh mit der Geschichte, oder ich bleibe keinen Augenblick länger hier!" fuhr er sie an. Nun aber fieng er an, über die Sache nachzudenken. War es nicht seine Schuld, daß Schwarz an die Börse gegangen? Wie nämlich dessen Tochter seine Braut ge-



„Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß —“

Originalzeichnung von Hans Meyer-Cassel.

Nach der Natur gezeichnet in der Gießerei-Abteilung des Hauses Braun-Dorner in Baden.



KLICHÉS UND DRUCK: „POLYGRAPHISCHES INSTITUT“ ZÜRICH

Abschied des Alois Reding von seinem Vater.

Gemälde von August Weckesser.

(Vergl. Bd. II, S. 586.)

worden, war es des schlichten Beamten erstes Bestreben gewesen, sich höher hinaufzuschwingen, damit der vornehme Bräutigam sich ihrer Familie nicht zu schämen habe. Das war eines.

„Und wenn ich,“ sagte Fritz sich weiter, „durch meine Härtherzigkeit den alten Mann ins Zuchthaus und seine Kinder in Armut und Schande bringe, ist das nicht ebenso niederträchtig, wie das Gebaren derer, von welchen ich mich soeben mit Verachtung hinweggewandt habe?“

Inzwischen hatte der Schlitten ein, wie man wohl sah, arg verlottertes Männchen eingeholt, das den Branntwein jedenfalls nicht zu hassen schien. Es torfelte dem Gelehrten in den Weg, so daß der Kutscher anhalten mußte.

„Willst du aus Weg, so ist's recht und gut; sonst lehr ich dich's mit der Geißel!“ rief der Kutscher.

„s ist nicht so böß gemeint; ich wollte Euch nur etwas fragen, Kutscher, und da bin ich halt ausge-schlüpft. Ich hab nämlich einen Buben und der ist jetzt drunten im Spital krank. Jetzt kostet das des Holderhöfners, bei denen er diente, ein Bizli zu viel; alle Tag fünfzehn Bazen müssen sie geben. Jetzt haben sie aber gemeint, ich solle den Buben heimnehmen, dann wollten sie das Halbe von dem, was es im Spital kostet, mir zahlen und eine volle Maß Schnaps dazu! Und wenn der Bub wieder essen möge, hie und da ein gutes Möckli. Ich finde das durchaus nicht ungrad von Holderhöfners. Unter Umständen gib't's noch einen Rappen zu verdienen dabei. Was das Doktern anbetrifft, kostet es mich nicht viel; ich geh' nur auf den Steinerberg zum Doktor Flotteri. Da bekommt man für wenig Geld Medizin genug für manche Woche. Was ich Euch aber fragen wollte: falls der Bub nicht laufen mag bis zur Schindellegi hinauf, ob Ihr ihn bringen wölltet und wie teuer?“

Der Kutscher schien wenig erfreut über diesen Antrag.

„Laßt Ihr Euern Buben im Spital bleiben; er hat's gut genug dort und die Holderbäuerin vermag's!“

Mit diesen Worten trieb er die Pferde an, da er es für unschicklich fand, während der Fahrt mit so einem feinen Fahrgaste im Schlitten sich mit Schnapsbrüdern ins Gespräch einzulassen.

Fritz Kühl hatte der Rede scheinbar gleichgültig zugehört. Aber aus seinem Herzen war der letzte Rest von Anhänglichkeit an den Holderhof verschwunden, wenn ein solcher überhaupt noch drin gewesen. Auf dem Bahnhof in Zug angelangt, schrieb Kühl, indem er auf den Bahnzug wartete, in Eile an seine Schwester, wie es ihm heute ergangen und daß er nun gesonnen sei, die Angelegenheit von Leo Schwarz zu erledigen. Sie möge diesem und den Seinigen sofort davon Nachricht geben.

Der kranke Peterli konnte kaum erwarten, bis seine Wärterin, die Schwester Kühl, von ihrem, wie sie sagte, wichtigen Ausgang zurückkam und ihm warme Tücher brachte. Er fror jetzt fast noch mehr, als in der kalten Weihnacht auf seinem verhängnisvollen Kirchgang. Es befanden sich noch zwei barmherzige Schwestern im großen Krankensaal, die dem Peterli ebenfalls das Verlangte gebracht hätten, wenn er sie nur darauf aufmerksam gemacht haben würde. Sie waren eben mit andern Kranken beschäftigt. Aber dem Peterli fiel das Sprechen gerade

so schwer, wie das Atmen, das immer beengender wurde. Vorhin war sein Vater dagewesen und hatte gemeint:

„So ein Tröpfli gutes, altes Träschbrönz hie und da, das thäte den Peterli schon wieder erwärmen und stärken.“

Aber eines dünkte den Peterli seltsam, und trotz seiner Qualen mußte er unablässig daran herumstudieren. Heute hatte Schwester Kühl, neben ihm sitzend, einen Brief gelesen, und als sie damit zu Ende war, hatte sie so froh ausgesehen, wie noch nie, und zu ihm gesagt: „Ach, Peterli! wenn du auch wüßtest, was du Großes gewirkt hast!“

Er, der arme Peterli, Großes gewirkt! Es wollte ihm auch gar nichts einfallen. Daheim und auf dem Holderhof hatte man immer gesagt, er sei der dümmste Teufel auf Gottes Erdboden, er sei nicht wert, daß ihn die Sonne anscheine, verdiene nicht das Salz in die Suppe — und nun sollte er Großes gewirkt haben!

Jetzt ging die Thüre auf und ein ältlicher Mann kam in den Krankensaal gegangen. Die beiden Ordens-schwestern sahen ihn verwundert an und die eine sagte: „Es thut mir leid, Ihnen bedeuten zu müssen, mein Herr, daß es uns strengstens untersagt ist, zu vorge-rückter Abendstunde noch Krankenbesuche zu gestatten.“ „Es gibt keine Regel ohne Ausnahme, Schwester! Ich muß ihn sehen, meinen Retter!“ sprach in höchster, aber freudiger Erregung der Eindringling und näherte sich leise auf den Zehenspitzen Peterlis Lager.

„Sei gutes Mutes, Junge! Ich werde alles auf-bieten zur Erlangung deiner Gesundheit; eben habe ich an einen der geschicktesten Aerzte der Schweiz telegra-phieren lassen; er muß sofort kommen. Und wenn du erst gesund bist, wirst du dich eines freundlichen Da-seins erfreuen. Ich will dein Vater sein; keinen Unter-schied wirst du je wahrnehmen zwischen dir und meinen Kindern. Wir sind nicht reich, aber wir erfreuen uns eines äußerst glücklichen Familienlebens.“

„Aber Herr Schwarz, Ihr Freudenräuschlein macht Sie vergessen, daß man Schwerkrante nicht aufregen soll!“ mahnte launig Schwester Kühl, mit einem Bett-wärmer und Wolldecken herzutretend.

„Frierst du immer noch, Peterli? fragte sie, nach-dem dieser unter zwei Wolltüchern in fast dampfend warmen Bette zurechtgelegt war.

„s ist kalt wie im Lorzentobel! Bringt mehr Tücher, ach seid so gut, Schwester!“ bat er.

„Wenn nur der Arzt bald käme!“ sagte Herr Schwarz, als die Schwester ihm einen bedeutungsvollen Blick zuwarf.

Der Senjenmann läßt sich nicht immer abweisen, wo er anklopft. Groß und erfreulich sind zwar die Leistungen der Heilkunde von heute; aber wo der un-erbittliche Knochenmann auf seinen Schein pochen will, da zieht alles menschliche Wissen und Können den Kürzern. Bang und dumpf verkündeten am folgenden Morgen die Töne der Sterbeglocke, daß wieder ein Erdenpilger seine Laufbahn vollendet habe. Dieser Anlaß ruft unter den zugerischen alten Frauen und Kindern jedesmal einen kleinen Aufruhr hervor. Beim ersten Glockenklang springen Thür und Fenster auf: „Wem läuter's ins End? Wer ist gestorben?“ fragen sie sich gegenseitig. Das hört die Gassenjugend und wenn das Glücklein

anklingt, heißt's bei dem kleinen lärmenden Volk: „Es läutet ins End! Kommt, wir wollen gehen und fragen, wer's ist!“ und die ganze Bande läuft nach dem Glockenhaus, um zu vernehmen, wem der Küster läutet. Dann ist's bald bekannt; in allen Straßen schreien sie's aus: „Der und der oder die und die ist gestorben!“ Nun gibt's aus den Thüren und Fenstern erst recht wieder zu fragen und zu antworten. Wie alt ist er wohl? War er lange krank? Wo hat's ihm gefehlt? Welcher Arzt hat ihn behandelt? Wer kann wohl erben?

Heute, am Neujahrstag war man erst recht gespannt, wer der erste war im neuen Jahr.

„'s ist nur ein Knechtlein, ein armer Bub; er starb im Spital!“ berichteten die Kinder.

„Wißt ihr nicht, woher er ist?“

„Nein! der Sigrift hat's auch nicht gewußt!“

So gab's denn weiter nichts zu fragen und zu sagen. Thüren und Fenster schlossen sich und die Kinder spielten weiter.

Nur in einem der ansehnlichsten Häuser am See wurden heiße Thränen vergossen. Sie hätten es ihm so gerne vergolten. Vater und Töchter hatten sich von Herzen darauf gefreut, das verkümmerte Bublein in ihrem Hause aufleben zu sehen. Die Kinder waren schon vollauf beschäftigt, ein freundliches Zimmer für ihn einzurichten; sie wollten ihn nicht länger im Spital zwischen vielen andern Kranken lassen. Da kam der Vater von dort nach Hause mit der Meldung: „Wir erhalten den Peterli nicht; er hat sich eines noch bessern Lohnes verdient gemacht!“

Nach einiger Zeit kehrte Leo Schwarz in seine Vaterstadt zurück, wo ihm seine Aemter, die er angeblich aus Gesundheitsrückichten aufgegeben hatte, wieder angeboten und übergeben wurden. Er besorgte fortan alles pünktlich und genau; nie fiel ihm wieder ein, an der Börse sein Glück zu suchen mit fremdem Gelde. Er hatte bittere Arznei verschluckt und dazu hatte er das Glück, seine wohlgezogenen Töchter auch ohne Vermögen gut an den Mann zu bringen.

Wieder hatte die freundliche Maisonnie den tausend und tausend mannigfaltigen Blumen die Kelche aufgeküßt; vom bescheidenen Veilchen bis zur prächtigen Blüthentraube des Apfelbaumes, alle standen sie da in ihrer üppigen Farbenpracht. Auch der alte Hollunderbaum vor dem stattlichen Bauernhause bei Menzingen

blühte reichlicher als je. Man mußte wahrhaft staunen, der ganze große Baum über und über voll der großen, weißen, duftenden Blüthendolden.

Indes hätte Holderanni die ganze Herrlichkeit zerreißen und verbrennen mögen, so sehr ärgerte es das ewige Geschwätz und Gefrage der Nachbarsleute. „Kommt wohl der Herr Kühl auch wieder her? Der hätte jetzt eine Freude, wenn er sehen könnte, wie der Holderbaum so schön blüht!“ „Schreibt er nie mehr?“

Diese und ähnliche neugierige Fragen brachten das Mädchen um so mehr auf, als es selbst schon lange seinen eigenen Kopf darüber zerbrach. Seit jenem Sylvestertage hatte Kühl kein Wörtlein mehr von sich hören lassen. Da kam eines Tages ein Schreiben von der Post.

„Eine Verlobungskarte!“ sagte der Briefträger, den unverschlossenen Brief dem Holderanni übergebend. Es riß ihn hastig auf und las:

Klara Schwarz. Friß Kühl.

Verlobte.

„Nun weiß man doch einmal, woran man ist!“ machte Anni scheinbar gleichgültig zu den Seinen. Aber den furchtbaren Zorn, der es übernahm, mußte es schließlich doch an etwas auslassen.

„Daß der fremde Schlingel, der Nichtsthuer, der Halbherr, der Herumhocker gekommen ist, mich über den Köffel zu halbieren, daran ist niemand schuld, als der verdammte Holderbaum! Wenn ich dem nicht den Garaus mache diese Nacht, so will ich auch nicht mehr gesund aufstehen morgen!“

Und richtig, als alles schlief in der Runde, nahm es eine Art, weckte die Knechte, und gern oder ungern mußten sie heraus und dem erzürnten Mädchen den ehrwürdigen alten Hollunderbaum fällen helfen. Den wahren Grund von Frißens Abfall ahnte Anni nicht. Es verflossen viele Jahre, bis sich für Holderanni wieder ein anständiger Freier sehen ließ. Einem schmucken Bauern steckte ein schönes Heimwesen gar millionisch im Kopf. Aber das hagels Geld dazu fehlte ihm. Da dachte er an Holderannis schönes Vermögen.

„Was das Mädchen anbetrifft“, sagte er, „komme ich schon übereins mit ihm; man muß dem Anneli nur vor- und nachgeben.“

Das Vor- und Nachgeben ist aber diesem Bauern noch sauer genug geworden, und das Holderanni war und blieb ein Holderanni.

— Echo. —

Fällt denn in dieses Dämmerthal kein Strahl?

Kein Strahl!

Die rieselmüde Quelle staut. Mir graut —

Mir graut!

Es naht die Nacht, die Welt wird alt und kalt —

Und kalt!

Was höhnt du mich, der meine Stimme stahl, zur

Zur Qual!

Qual? —

Reich' mir den Ruhewanderstab zum Grab —

Zum Grab!

Bald wird mein Echo sein verhallt im Wald —

Verhallt im Wald!

Arnold Ott, Luzern.

